

# Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

## Gekörte Harmonie.

Stizze von Alfred Capus.

Ein ehemaliger Richter, zwei reich gemordene Kaufleute, die sich von den Geschäften zurückgezogen hatten, der Doktor und drei Rentiers verkehrten in dem Städtchen miteinander und besuchten sich häufig. Außer dem Arzte waren alle verheiratet; einige hatten Kinder, und niemand fehlte bei den wöchentlichen Vereinigungen, die bald bei dem einen, bald bei dem andern stattfanden. Seit all den Jahren, seitdem diese Freundschaften bestanden, hatte es nie eine ernsthafte Verstimmung selbst zwischen den Frauen, gegeben, und die leichten Streitigkeiten, die gelegentlich beim Spiel oder wegen gekränkter Eigenliebe vorkamen, wurden immer gütlich erledigt. Diese Harmonie hatte hauptsächlich ihren Grund darin, daß jeder der Gesellschaft eine Spezialität besaß, die ihm niemand streitig machte und die er sich mit der Zeit durch die Erfahrung erungen hatte.

So hatte Herr Baumier, der frühere Beamte, den besten Weinsteller; und gab man zu, daß er in dieser Beziehung ein großer Kenner war, so erkannte er wiederum an, daß Herr Mage, einer der beiden Kaufleute, ein geschickter Jäger war. Ebenso gab es niemand in der Gesellschaft, der so geschickt Aneddoten zu erzählen stand, wie der Doktor; Herr Baillant, einer der Rentiers, hatte für lustige Streiche eine anerkannte Ueberlegenheit, während sein Nachbar, Herr Pi-que, im Whist gefürchtet war.

Eine Ausnahme gab es jedoch in diesem Kreise. Der dritte Rentier, Herr Travers, zeigte für nichts eine besondere Begabung, und wenn man auch noch so nachsichtig war, mußte man seine vollkommene Unbedeutendheit anerkennen. Er war weder ein Spieler, noch geistreich, noch geschickt, noch ein Spasmacher, sondern er konnte als ein Muster von Bedeutungslosigkeit gelten; doch weil er sich immer in gleichmäßig guter Laune befand, stimmten seine Kollegen darin überein, seinen guten Charakter zu loben, so wie man schließlich begabte Schüler durch Prämien ermuntern will. Er war ein Mann von fünfundsünfzig Jahren, groß, rot, kräftig und schwerfällig. Er hatte niemals einen Beruf ausgeübt und seine sehr geizige Frau hatte ihn vollständig unter dem Pantoffel. War die Reihe an ihnen, die Freunde einzuladen, so klagte sie den ganzen Abend über die Teuerung der Lebensmittel. Herr Travers hätte sehr gern große Gesellschaften gegeben, denn dadurch daß er Zins auf Zins häufte, war er reich geworden, doch er ließ sich durch seine knauserige Frau bestimmen; ihre Einladung gab noch die ganze Woche hindurch Stoff zum Scherz.

Eine geschäftliche Angelegenheit führte das Ehepaar eines Tages nach Paris, wohin es nur einmal in jungen Jahren gekommen war. Herr Travers, der gern gut aß, äußerte am ersten Abend den Wunsch, auf dem Boulevard in einem großen Restaurant zu speisen und die zufällig gutgelaunte Frau Travers willigte nach einigen Minuten des Sträubens ein. Sie traten in ein sehr beschützes Lokal und, durch das Licht ein wenig geblendet, setzten sie sich an einen ihnen angewiesenen Tisch. Ein Kellner brachte ihnen die Speisekarte, und während sie sie langsam studierten, entfernte er sich. Da wurde die Aufmerksamkeit von Herrn Travers auf den Nachbarisch gelenkt, an dem vier Personen saßen, denen der Oberkellner eine große Nadelplatte mit einer Speise brachte.

„Was mag das sein?“ fragte er seine Frau.

„Ich weiß nicht, frage ihn.“

„Eine Ente nach Rouener Art“, antwortete der Kellner, und in diesem Augenblick hörte Travers einen der Herren sagen: „Zerteilen Sie die Ente, Emile.“

„Na, da bin ich doch neugierig, wie man in Paris teilt“, flüsterte Herr Travers seiner Frau ins Ohr, und besonders eine Ente. Die Ente ist das Tier, das am schwersten zu zerlegen ist und nach der Ente kommt die wilde Gans. Bei uns versteht nur Rage sie einigermaßen gut zu zerlegen und auch nicht berührt.“

Emile hatte eine gewaltig große Gabel und ein Messer, dessen lange tiefsame Klinge blinnte. Plötzlich interressiert, wandte sich Herr Travers dem Oberkellner zu und sah ihn von Kopf bis zu Fuß prüfend an. Emile war etwa vierzig Jahre alt; der mittelgroße Mann hatte eine fahle Blässe und war ganz glatt rasiert. Sein unbewegliches Gesicht stand im Kontrast zu der auhergewöhnlichen Beweglichkeit seiner Bewegungen. Zuerst schaute er mit einer schnellen, sicheren Hand die Gabel, die er in der linken Hand hielt, in die Brust des Tieres und es von der Hüfte zerschneidend, er-

hob er es in eine gewisse Höhe. Wie einen Feind, der man mißtrauisch fliehen muß, betrachtete er es einen Augenblick mit gerunzelter Stirn. Dann senkte er mit der rechten Hand das Messer jäh in das Fleisch; eine Sekunde nachher fiel der Flügel herab. Herr Travers konnte einen kleinen Schrei der Bewunderung nicht zurückhalten. Jetzt kamen die anderen Glieder heran. Mit der schneidigen Klinge bewaffnet, sah Emile nicht wie in gewöhnlicher Oberkellner aus, sondern wie ein Waffenmeister, der einen Angriff unternimmt. Er zerlegte nicht, er kämpfte. Zwischen seinen Fingern nahm das Messer das Aussehen eines Degens an und wenn er den Arm ausstreckte, hätte man sagen können, daß er sich gegen einen Gegner richtete.

Es blieb von der Ente nichts übrig als ein ungeformter Klumpen. Der begeisterte Herr Travers hatte Lust, Beifall zu klatschen. Emile erriet das Gefühl, denn er ging auf ihn zu:

„Wünscht der Herr eine Ente nach Rouener Art?“

Mechanisch antwortete Herr Travers:

„Ja, ja, eine Ente.“

Emile drehte sich schnell herum und entfernte sich.

„Du bist verdreht“, meinte Frau Travers. „Eine solche Ente für uns beide.“

„Ich habe großen Hunger, und jetzt kann ich sie auch nicht mehr abbestellen.“

Sie antwortete: „Du bist lächerlich.“

Emile zerlegte diese zweite Ente mit ebenso viel Meisterschaft wie die erste, und Herr Travers bewunderte ihn noch mehr. Er studierte die Operation mehr in der Nähe und war fast bewegt. Er hatte für die Mahlzeit sechzig Franken zu zahlen. Als das Ehepaar aufstand, fragte der Oberkellner:

„Der gnädige Herr hat uns schon lange nicht die Ehre geschenkt, nicht wahr? Ich kenne alle Kunden und ich erinnere mich nicht.“

„Ja, wirklich, es ist schon lange her“, sagte Herr Travers erötend.

„Kommt der gnädige Herr bald wieder?“

Herr Travers antwortete:

„Morgen, ich komme morgen wieder.“

So wie sie auf dem Boulevard waren, rief Frau Travers:

„Ich hoffe, Du hast geschertzt, Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß wir, solange wir in Paris sein werden, hier immer Abendbrot essen werden? Sechzig Franken.“

Offenbar mit etwas anderem beschäftigt, antwortete er:

„Das werden wir schon sehen. Wir wollen keine Pläne schmieden.“

Jedoch am nächsten Tage, zog er seine Frau, als es Zeit war Abendbrot zu essen, in das Restaurant. Da das Geschäft günstig erledigt worden war, erhob sie nicht zu viel Einwendungen und begnügte sich zu sagen: „Das ist aber das letzte!“

„Ich habe sogar eine Idee, wenn Du nichts Unpassendes darin siehst, wollen wir in einem Chambre séparée essen.“

„Was ist das für ein sonderbarer Einfall!“

Wir haben noch nie in einem Chambre séparée gegessen und da wir bald abreisen.“

Die Neugierde siegte über den Geiz, und sie wehrte sich nicht dagegen. Ein kleiner roter und vergoldeter Salon wurde vom Kellner aufgeschloffen, und sie nahmen darin Platz. Herr Travers bestellte sogleich eine Ente nach Rouener Art.

„Wie! Das ist ja Wahnsinn.“

Er wurde ernst:

„Höre mir zu, Du mußt mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich in unserer fünfundsingzigjährigen Ehe immer alles getan habe, was Du gewollt hast. Ich habe nicht viel Liebesarbeiten gehabt. Nun, heute habe ich eine. Zum Teufel, die tanzt Du mir gestatten!“

„Und was ist das für eine Liebesarbeit? Ist das alle Abend Enten essen? Das würde ich ein wenig stark finden.“

„Nein, mein Schatz, das ist. . . ja, mein Traum ist es, eines Tages so gut wie Emile teilen zu können. Na, das ist doch nicht schlimm!“

Er sprach in Lachen aus: „Du bist zu ungeschickt.“

„Oh! mit etwas gutem Willen“, antwortete er.

Nach dem hors d'oeuvre und der Suppe trat Emile mit der Ente in das Chambre séparée, und Herr Travers fragte ohne Umschweife:

„Herr Emile, ich möchte wissen, wie lange Zeit ich brauche, um zerlegen zu lernen. . . Oh, nicht wie Sie, das ist unmöglich, aber um einigermaßen gut zu zerlegen.“

Emile sah den Gast an, ohne daß

eine Falte seines Gesichtes die mindeste Ironie verriet.

„Es dauert sehr lange.“

„Siehst Du!“ rief Frau Travers. „Ich glaube, Herr Emile“, beharrte er, „wenn Sie darin willigen würden, mir Unterricht zu erteilen, würde ich sehr schnelle Fortschritte machen. Ich wohne in der Provinz, aber ich würde meinen Aufenthalt in Paris deshalb um eine Woche oder selbst um zwei verlängern.“

Frau Travers verlor den Atem, sie lachte nicht mehr.

„Er ist wahnsinnig. . . Er ist tatsächlich wahnsinnig.“

„Ich möchte Sie auch bitten, mir dieselben Messer und Gabel, wie Sie haben, zu kaufen.“

Und er nahm Emile beiseite:

„Ich habe Energie. . . es liegt mir sehr viel daran zu lernen, wie eine Ente zerhackt wird. . . die Frauen verstehen nichts von solchen Dingen.“

„Ja“, meinte Emile mit einer unmerklichen Nuance Verachtung, „es gibt Dinge, die Frauen nie begreifen. . . Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein Herr, wir können heute anfangen.“

Herr Travers war kräftig, hatte guten Willen und übrigens auch Talent. Schon beim ersten Male übernahm er Emile durch seine Geschicklichkeit. Zwölf Tage kam er allabendlich, und sie zerlegten zusammen zwei bis drei Enten. Durch den Eigensinn ihres Mannes bezwungen, interessierte sich Frau Travers unwillkürlich dafür, und es zwang Tage hinterinander die Ente nach Rouener Art. Am dreizehnten Tage erklärte Emile, daß sein Schüler alles wisse, was menschliche Wissenschaft erlernen könne. Herr Travers schenkte ihm, ohne daß seine Frau es wußte, eine goldene Uhr und Kette; dann kehrte er in seine Vaterstadt heim und nahm ein ganz neues Paar Messer und Gabel mit.

Den Tag nach ihrer Ankunft gaben Travers' ein großes Diner. Zuerst gab es Ente nach Rouener Art.

Wie gewöhnlich bot sich Herr Mage an, den Vogel zu zerteilen, und klagte über die Schwierigkeiten dieser Arbeit.

„Na, ich will es einmal versuchen“, sagte Travers lächelnd.

Alles lehnte sich gegen diese Annahme auf.

„Lassen Sie ihn doch!“ murmelte mitleidig Herr Mage. „Die Ente wird nicht zu brauchen sein.“

Da stand Herr Travers auf, nahm vor den verwundernden Blicken der Eingeladenen die gewaltige Gabel und das lange Messer, ergriff das Tier und zerlegte es in wenigen Minuten meisterhaft.

Das Kunststück wurde mit Hurraufen gefeiert, und Herr Mage erklärte sich liebenswürdig als besiegelt. Seitdem genoß Herr Travers einen großen Ruf in der Stadt. Um seine Geschicklichkeit zu zeigen, lud er seine Freunde häufig ein und gab viel Geld aus. Und Frau Travers war trotz ihres Geizes auf die Erfolge ihres Mannes stolz.

## Nicht zu genießen.

Militärhumoreske von Heinz Geinz.

Einmal soll einmal in der Matz-kolonie ein biederer Bapernmusto zu seinem Nebenmann die denkwürdigen Worte gesagt haben: „Na, wird dich net verlanga kinnu, daß ma für zweiezwanzig Pfennig a noch nach Balfam riecht!“ Wer nun aber von den geübten Lesern auch nur den geringsten Einblick in militärische Dinge hat, der weiß genau, daß ein solcher Ausdruck strategisch undenkbar, — ja direkt sub-ordinationswidrig ist.

Denn was wird nicht alles für zweieundzwanzig lumpige Pfennige verlangt: Gar nicht zu rechnen die verschriebenen Pomaden, Schmierer und Oele, die mannigfachen Quers-, Rund- und Langhölzer, da braucht man Knopfgabel und Pattenstere, Zinken und Radel, Schnapf und Bestel und was noch alles dazu gehört — kurz, der Rechnungssinn des geriebensten Lebenskünstlers ist ein lausiges Einmaleins gegen das Ein-tellungs-talent eines Soldaten.

Schließlich möchte sich doch jeder noch einen Liebesbriefsteller und Senf zu dem erteillichen Wurstpateke kaufen, was zwar nach der Meinung der hohen Herren Vorgesetzten äußerst überflüssig ist. . .

Die Herren Vorgesetzten besahen auch, daß alle diese höchst wichtigen Kleinigkeiten während der Herbstübungen in dem mit Recht so berühmten „Affen“ mitgeführt werden. Vor dem eigentlichen Ausrücken ins Manöver findet jedoch gewöhnlich bei jedem Regiment eine eigenartige kleinere Spritztour statt, teil-

um die Tragfähigkeit eines deutschen Männerlebens, der noch nicht von Ehestands- und anderen Sorgen gebeugt ist, zu erproben, teils weil das von jeher so gewesen ist.

Eine solche Marschübung — schlechtweg auch „Hunzerei“ genannt — fand dem r. Igl. Gr.-Regt. bevor, wobei gleichzeitig die neu eingeführten Feldküchen ihr Meisterstück liefern sollten.

Tags zuvor hatte der gestrenge Herr Oberst sein gesamtes Offiziers-korps im Halbkreise um sich versammelt und in einer überflüssig langen Rede Zвод und Bedeutung der nächsten beiden Tage erläutert: „Und dann, meine Herren, noch eins! Ich brauche es ja eigentlich nicht zu erwähnen. . . ah. . . Sie wissen es, meine Herren, daß ich eine ausgesprochene Aneignung gegen jegliche unnötige Belästigung bei Offizier und Mann habe. Die Leute besäßen ja ihre eiserne Portion — Fleisch- und Gemüsesorten — und ich glaube, auch wir besäßen uns aus den Feldküchen“ — seine Stimme nahm einen loyal ungeschulden Klang an — „das ist schmadhaft, kräftig und billig. Ich bitte Sie also. . . bitte Sie, während des zweiten Tages der Übung doch alle lufttrockenen Gemüse zu lassen“, ein süßsaures Rücheln umspielte dabei das Lebergesicht, „weder im Frühstücksstornister, noch in den Satteltaschen möchte ich die üblichen Schätze verborgen sehen. . . Ich danke Ihnen, meine Herren!“ Wieder das süßsaure Gurgelgeräusch — und die Herren waren entlassen.

Mit furchbar ersten Mimen klappen die „Berittenen“ die Sporen zusammen, während die Ellbogen der „Däse“ beim Nachbarn trampelhaft eine Anschlussstelle suchten.

Die Bitte war ausgesprochen, der Befehl also da! Aber keiner machte sich weniger Sorgen darob, wie der Chef der 3. Komp. — er tat so gar, was bei derartigen Ausfällen niemand so leicht tut, er — freute sich. Zwar war auch er ein Feinschmecker, der genau wußte, daß ein Hering nicht mit einer Auster zu verwechseln ist, aber der eine Tag ließ sich schon aushalten, zumal er mit Bestimmtheit ein orberennendes Wort aus höherem Munde erwarten durfte. . .

Hans Erwin von Breuen hatte nämlich, um seine Manipel nicht „unnötig“ zu belasten, ein eigenes Verfahren angewendet: Je vier Leute mußten sich gegenseitig in ihren, d. h. in ihren Manöversubstanzen ergänzen. Also Hans Erwin von Breuen bezog alle Utensilien von seinen Lieferanten in den denkbar größten Formen. Sodann mußte jeder Mann der Quadrupartition ein „Etwas“ für die anderen mitnehmen: der eine Öl, der andere Fildzeug, der dritte Putzzeug, der letzte Stiefelwische. Allerdings hatte dann eine Dose fast die Größe einer Konservendose, aber Hans Erwin schien das aus dreierlei Gesichtspunkten gut: Einmal war es etwas ganz Außergewöhnliches, was die Augen der oberen Behtausend immer aufmerksam und gnädig macht, zweitens hielt er es für wirklich praktisch und drittens, überhaupt. . . das. . . das wird sich ja noch zeigen. . .

Der erste Tag verlief, wenn man einige unnötige „Märsche“ abrechnet, im ganzen gut. Man bezog ideale Quartiere, wenigstens konnte das, wie es der schlüßige Adonis Sentikowski mit noch drei Kameraden der 3. Komp. hatte, so genannt werden: Ein dienstbarer Geist, der mit Eiern und Schinken nicht spart — ein Bett, das mit seinen weichen Federn nicht im geringsten an Rosenlust erinnert. Also die drei waren zufrieden, und der Ausdruck dieser Zufriedenheit erreichte bei Sentikowski seinen Höhepunkt, als das gutmütige, aber etwas beschränkte Dienstmädchen — gutmütig Menschen sind immer beschränkt — sämtliche vier Paar Anordelbecher reinigte und blank „wienerte“. So brauchte er die Stiefelwische, die wohlverwahrt in seinem Tornister lag, nicht anzubringen.

Es war just um die Zeit, wo man allerorts das Abendbrot zu bereiten pflegt — eine Zeit, wo jeder Marschjäger sein Herz in der Gegenwart von Junge, Gauen und Wagen zu verspüren meint, eine Zeit, wo in kräftige Grenadierarme ein eigenartliches Judentum und Rigiden kommt, wenn man die patzigen Finger einer rundenlichen Küchenfee an allerlei Bekleidungsberühmungen reibt. Dieses Stadium war auch über Sentikowski gekommen, das konnte man dem unerbittlichen Din- und Gerichten und dem Stöhnen, das sich seiner rauhen Rantenverlebe entzog, deutlich anmerken. Schließlich bekam wie alles, so auch

seine Beherrschung ein Loch, und gerade wollte er so recht herzhaft sein Objekt umfassen, als ruchlosweise die Türe aufgerissen wurde, in deren Rahmen ein Korb mit zwei Grenadieren erschien, welche die eisernen Portionen der Igl. 3. abholen wollten.

Solche Störungen bei Magen- und Herzensangelegenheiten wirkten, besonders wenn sie unermutet kommen, unangenehm und sollen auf die Nerven. Zwar bekam weder die „Frei“ noch Sentikowski Neutralität, aber letzterer tat etwas ganz Außergewöhnliches, nämlich er — fluchte. Und fluchend stürzte er in seine dunkle Schlafkammer, wo er sich fürs erste seinen „Dämel“ anrannete und fürs zweite seinen Tornister nicht fand, da ihn das fürsorgliche Mädchen zu gut aufgehoben hatte. Endlich erwachte er ihn und schraubte sich um die Konservendose heraus, um sie blindlings in die unergründliche Tiefe des Korbes zu schmettern.

Gegen solche seelische Ausbrüche waren zwar die beiden Grenadieren völlig unempfindlich. Der eine bemerkte nur noch „bist verrückt!“, dann setzten sie gleichmütig ihre Runden fort und brachten die eingekleideten Schätze auf den Marktplatz zur Feldküche, wo der Koch bei finkstärkerer Nacht eine Büchse nach der anderen heraufstapelte und den Inhalt dem bauchigen Kessel einverleibte. . .

Der Morgenstern fand das Regiment bereits wieder auf der Marktstraße. Ein entsehliger heiserer Juchz zog heraus. Die Herren Stabsoffiziere schimpften auf die Schweinerei — auf welche wußte eigentlich keiner, die Herren Hauptleute auf das Frühstücksleben, die Herren Leutnants auf die Laicherei und die Herren Musikantene — na, die haben überhaupt nicht zu schimpfen, sondern zu kippen. Kurz und gut, man brachte es auf 50 und eilliche Kilometer.

Menschen, die arbeiten, sollen manchmal Hunger und Durst verspüren. Da aber der Soldat nach höheren Begriffen mehr den zoologischen Lebensweisen angehört, hat er darauf eigentlich keinen Anspruch. Dennoch machte sich allmählich eine knurrende Leere bemerkbar.

Zum Glück hieß es auch bald: „Regiment rasst! Feldküchen vorziehen!“

Eitel Freude herrschte überall. Bald sah man allerorts lautlos, — b. h. lautlos, soweit das menschliche Redebeton betrifft, — also in diesem Sinne „lautlos“ lauende Menschenmassen.

Auch Hans Erwin und seine beiden Offiziere hatten einen gegenseitigen Appetit, das sah man den sehnsüchtig auf die Kopfköpfe gerichteten Blicken an; noch waren ihre Teller nicht gefüllt — denn immer erst die Leute! Aber was hatten denn die? Wohl waren die Kochgeschirredel gestrichen voll, wohl führten sie gierig den Löffel zum Munde — aber — befand sich Hans Erwin in einem Wachsigurenkabinett voll schweißlicher Fragen — schon nach dem ersten Bissen verzerrten sich alle Gesichtsmuskeln derartig, daß sie jedem Charakterdarsteller bei den Worten: „Herr welches Schredliche sinnet Ihr mir an?“, kümmernsten Applaus eingebracht hätten.

Erkaunt fragte der Chef: „Na, Kerls, was habt Ihr denn, Ihr verzieht ja das Gesicht wie ne Gurte, die sechs Wochen in essigsaurer Lonerde gelegen hat!“ Als aber auch die Mutter der Kompagnie eine gar erbärmliche Bisage schnitt, kam ihm das doch merkwürdig vor: „Was soll denn das heißen, Feldwedel?“

Vergeblieh veruchte dieser dem gekrümmten Körper Strammheit zu geben: „Verzeihen, Herr Hauptmann. . . aber die Suppe ist nicht zu genießen.“

„. . . nicht. . . zu. . . genießen?“ jede Silbe betonend, Affie Hauptmann von Breuen nach, als wollte er sich vergewissern, daß man so etwas vom Igl. Gut behaupten konnte.

„Nicht zu genießen“, wiederholte die Mutter mit Todesverachtung. „Wir auch einen Löffel“, herrschte da Hans Erwin den Koch an, der zähnelappend und beinschlatternd wie das leidhaftige böse Gewissen bestand, „wollst doch sehen. . .“ und mit bewundernswertem Heroismus nahm er den ersten Löffel, um ihn sofort wieder mit entsetztem Grauen auszuspuhen. Wie ein wahnsinnig amordnerer Fiedelbogen sah dabei sein Körper aus. „Was. . . was ist denn das? Das schmeckt ja so Stiefelwische!“

Da wurde es still im Kreise — still wie vor dem Sturm. Aber es kam kein Sturm. Noch einmal besonnenperrte Hans Erwin seinen Te-

ler von allen Seiten, dann murmelte er in stiller Eigenheit: „Nicht zu genießen“, und goß den Inhalt mit nachdenklicher Bedachtsamkeit in den heißen Sand.

Mit ebensolcher Bedachtsamkeit laute die ganze 3. Komp. mit langen Zähnen am „Barra“, schlecht-hin Kommissbrot genannt, und würde der unschuldige Koch seine drei Tage abkrummen. Denn wie schuldlos er war, das wußte nur er selbst und am Abend noch einer, und dieser eine war — Sentikowski.

Als er nämlich nach der Rückkehr in die Kaserne seinen Tornister wieder des Inhaltes beraubte, fand er zwar nicht mehr seine Stiefelwische, wohl aber, was Friedlich in ihrer Nähe geschlummert hatte — die Konservendose. Anfanglich soll der brave Grenadier nicht gerade sehr geistreich ausgesehen haben. Dann aber slog ein solch durchtriebener Leuchten über sein Antlitz, wie es noch nie ein Vorgesetzter an ihm bemerkt hatte. Schleunigst verbergte er den Fund und heimlich. . . ganz heimlich verzehrte er die Füllung mit dem sorglos friedlichen Gesicht eines rechtschaffenen, unterzogen, pflicht- und ehrliebenden Soldaten.

## Eine seltsame Promotion.

Als König Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahre 1719 von einem hartnäckigen Fußweil befallen wurde, die Kräfte bergelich abzuhelfen versuchten, ließ er den Regiments-Feldscher Brandhorst kommen, der im Infanterie-Regiment No. 6 diente. Brandhorst erklärte sofort, es müsse eine Operation stattfinden. Aber der König war nicht gewillt, sich einer solchen zu unterziehen, und berief noch einmal die ersten Berliner Kräfte zu einer Konsultation. Die Herren kannten die Aneignung des Königs gegen eine Operation und vorordneten Salben und Umschläge. Aber das Uebel wurde täglich schlimmer und schmerzhafter und fesselte den lebhaften Monarchen an das Bett. Wieder wurde Brandhorst geholt, zu dem der König ein besonderes Vertrauen hatte. Diesmal mahnte der junge Mediziner zu einer schleunigen Operation, da der Brand eintreten könne und das Leben des Königs in Gefahr sei.

Friedrich Wilhelm sah nun selbst seinen anderen Ausweg und entschloß sich, sich dem Messer Brandhorsts anzuvertrauen, nachdem er ihn ernstlich ins Gebet genommen und ihm bedeutete, daß er mit Kopf und Krallen dafür stehen müßte, daß der Schnitt gelänge und die Schmerzen nicht zu heftig seien. Der Feldscher ging kaltblütig ans Werk, und die Operation verlief rasch und glücklich. Aber am folgenden Tage stellten sich Schmerzen und Wundfieber ein und der leicht erregbare König ließ sich die Pistolen laden, um bei einer Verschlimmerung seines Zustandes Brandhorst niederzuschießen. Glücklicherweise trat schnell eine Besserung ein, die Heilung ging verhältnismäßig rasch von statten, der König wurde froher Laune und bedachte den jungen Feldscher mit Gnadenbeweisen. Als er völlig wieder hergestellt war, ließ er die Berliner Kräfte ins Schloß kommen. In seinem Gemach mußten sie einen Kreis bilden, in dem der König den Feldscher niederknien ließ. Dann nahm Friedrich Wilhelm seinen Hut vom Kopfe, setzte ihn Brandhorst auf und sagte: „Hiermit kröne ich Euch zum Doktor, Ihr seid der wahre Doktor!“ Dabei setzte er ihm einen kostbaren Brillantring an den Finger mit der Aufschrift: „Doctor doctissime, Aesculapius illustris nostri temporis!“ Zu den Ärzten aber sagte er: „Ihr schert Euch nach Hause!“

## Ein Stimm von oben.

Eine Rednerin, die durch Energie erregte, was ihr an Ueberreizung fehlte, hielt einen Vortrag über „Das glückliche Heim“ und erging sich in Ratsschlägen für ihre Mitschwestern, wie sie den Mann behandeln sollten.

„Ihr versteht es nicht, liebe Schwestern, dem Manne mit der richtigen Liebe und Zärtlichkeit entgegenzukommen. Wenn mein Gatte spät zum Essen kommt, dann mache ich ihm keine Vorwürfe, dann läche ich und gebe ihm einen Kuss.“

Und eine männliche Stimme rief von der Gallerie: „Recht geschieht's ihm!“

— Druckschüler. Nachdem der Ritter eine größere Strecke Weg zurückgelegt hatte, fühlte er sich müde und ruhte ein wenig.

— Reflexion. „Wie mich in meine zwei Füß' freier! Und da man noch froh sein, daß man ta Laufensführer ist!“